

MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR



JOAQUIM MARIA
MACHADO DE ASSIS

Dom Casmurro

Roman

*Aus dem brasilianischen Portugiesisch übersetzt
von Marianne Gareis*

Nachwort von Kersten Knipp

MANESSE VERLAG
ZÜRICH

Über den Titel

Neulich, als ich des Nachts mit dem Vorortzug der Central aus der Stadt nach Engenho Novo¹ fuhr, traf ich einen jungen Mann aus meinem Viertel, den ich vom Sehen und dem Hut nach kenne. Er grüßte, setzte sich neben mich, machte eine Bemerkung zum Mond und zu den Ministern und trug mir schließlich ein paar Verse vor. Die Fahrt war kurz und die Verse womöglich nicht ganz schlecht. Doch ich war müde, und deshalb fielen mir drei- oder viermal die Augen zu. Das genügte, um ihn seinen Vortrag abbrechen und die Verse wieder einstecken zu lassen.

«Fahren Sie fort», sagte ich, als ich aufwachte.

«Ich bin schon fertig», murmelte er.

«Die Verse sind sehr schön.»

Ich sah, dass er Anstalten machte, sie erneut hervorzuholen, doch bei den Anstalten blieb es; er war verstimmt. Am folgenden Tag fing er an, hässlich über mich zu reden, und verlieh mir schließlich den Spitznamen «Dom Casmurro». Die Nachbarn, denen meine zurückgezogene, stille Le-

bensart nicht behagt, griffen den Spitznamen auf, und so blieb er an mir hängen. Ich ärgerte mich nicht einmal darüber. Später erzählte ich diese Geschichte meinen Freunden in der Stadt, und nun nennen sie mich zum Spaß auch so, zum Beispiel in ihren kleinen Billetts. «Dom Casmurro, am Sonntag werde ich mit Dir zu Abend essen.» – «Ich fahre nach Petrópolis², Dom Casmurro, und werde wieder in dem Haus im Renânia-Viertel wohnen; sieh zu, dass Du aus Deiner Höhle in Engenho Novo herauskommst und zwei Wochen dort mit mir verbringst.» – «Mein lieber Dom Casmurro, glauben Sie nur nicht, dass ich Ihnen den morgigen Theaterbesuch erlasse! Kommen Sie und übernachten Sie hier in der Stadt, ich biete Ihnen eine Loge, einen Tee und ein Bett; nur ein Mädchen biete ich Ihnen nicht.»

Du brauchst gar nicht erst im Wörterbuch nachzusehen, lieber Leser. *Casmurro* wird in diesem Buch nicht in der dort aufgeführten Bedeutung verwendet, sondern in der, die der Volksmund ihm gegeben hat, nämlich: schweigsamer, eigenbrötlerischer Mensch. Das *Dom* ist ironisch gemeint, es soll mir einen adligen Anstrich verleihen. Und alles nur, weil ich eingenickt bin! Auch habe ich keinen besseren Titel für diese Geschichte gefunden, und sollte mir bis zum Ende des Romans kein besserer

einfallen, wird es dabei bleiben. Auf diese Weise wird mein Dichter aus dem Zug erfahren, dass ich ihm nicht gram bin. Und da schon der Titel von ihm ist, wird er womöglich glauben, der ganze Roman sei von ihm. Es gibt Bücher, bei denen wahrlich nur so viel von ihren Autoren stammt; bei manchen sogar nicht einmal so viel.

2

Zum Buch

Nun, da ich den Titel erklärt habe, will ich mich daran machen, das Buch zu schreiben. Zuvor seien jedoch die Gründe genannt, die mich veranlassten, zur Feder zu greifen.

Ich lebe allein, nur mit einem Diener. Das Haus, in dem ich wohne, gehört mir; ich habe es eigens erbauen lassen, getrieben von einem recht eigenwilligen Bedürfnis, das ich nur ungern zu Papier bringe, aber nun sei's drum. Vor ein paar Jahren hatte ich den Einfall, hier in Engenho Novo jenes Haus in der ehemaligen Rua de Matacavalos nachzubauen, in dem ich als Kind gewohnt habe. Es sollte dasselbe Äußere und denselben Aufbau erhalten wie das andere, das es nicht mehr gibt. Baumeister und Maler verstanden meine Anweisungen

gut: Entstanden ist dasselbe zweistöckige Gebäude mit drei Fenstern nach vorn, einer Veranda nach hinten, denselben Alkoven und Salons. Die Decken- und Wandgemälde des großen Salons sind annähernd identisch: Girlanden aus winzigen Blumen und große Vögel, die sie im Schnabel halten. In den vier Winkeln der Decke die Figuren der Jahreszeiten und an den Wänden, mittig, Rundreliefs von Cäsar, Augustus, Nero und Massinissa mit den jeweiligen Namen darunter... Warum diese Figuren dort waren, vermag ich nicht zu sagen. Als wir das Haus in der Rua de Matabalos bezogen, war es bereits so ausgestattet; dieser ganze Zierrat stammte aus dem vorherigen Jahrzehnt und entsprang natürlich der damaligen Mode, Häusern in Südamerika einen klassischen Anstrich zu verleihen und sie mit antiken Köpfen zu dekorieren. Der Rest des Hauses ist ebenfalls identisch oder zumindest sehr ähnlich. Ich habe ein Gärtchen, Blumen, Gemüse, eine Kasuarine, einen Brunnen und einen Waschtrog. Geschirr und Möbel sind alt. Kurzum, damals wie heute herrscht hier ein Kontrast zwischen dem friedlichen Leben im Inneren des Hauses und der geräuschvollen Außenwelt.

Mein Ziel war es, die beiden Enden meines Lebens zu verknüpfen und im Alter die Jugend wiedererstehen zu lassen. Doch weder gelang es

mir, das wiederherzustellen, was einmal war, noch den, der ich einmal war. Mit anderen Worten, auch wenn das Gesicht das gleiche ist, so ändert sich doch der Ausdruck. Fehlten mir nur die anderen, wäre das nicht so tragisch; über den Verlust seiner Mitmenschen kommt man noch einigermaßen hinweg; aber wer fehlt, bin ich, und diese Lücke ist entscheidend. Was ich hier geschaffen habe, ähnelt – in einem unzulänglichen Vergleich – der Farbe, die man sich in Bart und Haare schmiert und die lediglich den äußeren Anschein bewahrt, wie man bei einer Autopsie zu sagen pflegt; das Innere trägt keine Farbe. Eine Urkunde, die mir ein Alter von zwanzig Jahren bescheinigen würde, könnte, wie alle falschen Dokumente, vielleicht Außenstehende täuschen, doch nicht mich selbst. Die Freunde, die ich noch habe, sind jüngeren Datums; alle alten Freunde studieren bereits die Geologie der Gottesäcker. Meine Freundinnen kenne ich zum Teil seit fünfzehn Jahren, zum Teil weniger lang, und fast alle glauben sie an ihre eigene Jugendlichkeit. Zwei oder drei von ihnen könnten dies auch ihre Mitmenschen glauben machen, doch ihre Ausdrucksweise zwingt einen oftmals, das Wörterbuch zu konsultieren, und das ist auf Dauer ermüdend.

Ein verändertes Leben ist nicht notwendigerweise ein schlechteres Leben; es ist eben anders.

Das alte Leben erscheint mir heute in mancher Hinsicht weniger zauberhaft, doch hat es gleichermaßen auch das Dornige verloren, das es so beschwerlich machte, und so bewahre ich mir das süße, holde Bild nun in meiner Erinnerung. Ich gehe nur wenig aus und spreche noch weniger. Vergnügungen sind selten. Die meiste Zeit verbringe ich mit Gartenarbeiten und Lesen; ich esse gut und schlafe nicht schlecht.

Da jedoch alles ermüdet, wurde ich schließlich auch dieser Routine überdrüssig. Ich suchte nach etwas Neuem und kam auf die Idee, ein Buch zu schreiben. Jurisprudenz, Philosophie und Politik kamen mir in den Sinn, doch dafür mangelte es mir an der nötigen Kraft. Dann dachte ich daran, eine «Geschichte der Vorstädte» zu schreiben, die weniger trocken wäre als jene Aufzeichnungen Pater Luís Gonçalves dos Santos³ über die Stadt. Das war zwar ein bescheidenes Vorhaben, erforderte jedoch vorab Dokumente und Datenmaterial, alles fade und langweilig. Da sprachen auf einmal die Köpfe an den Wänden zu mir und ermunterten mich, zur Feder zu greifen und, indem ich darüber berichtete, die alten Zeiten zum Leben zu erwecken, wenn sie es schon nicht vermochten. Vielleicht würde mir ja das Erzählen die Illusion vermitteln, und manche Schatten würden aufsteigen, wie bei dem

Dichter, nicht dem aus dem Zug, sondern dem aus dem «Faust»: «Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten ...»⁴

Diese Idee begeisterte mich so sehr, dass mir noch jetzt die Feder in der Hand zittert. Ja, Nero, Augustus, Massinissa und du, großer Cäsar, der du mich zum Schreiben anspornst, ich danke euch für euren Rat und werde die Erinnerungen zu Papier bringen, die mir in den Sinn kommen. Auf diese Weise werde ich erleben, was ich einst erlebt habe, und mich gleichzeitig an ein größeres Werk wagen. Nun denn, so lasset uns dieses Beschwören der Erinnerungen mit einem denkwürdigen Novembernachmittag beginnen, den ich nie vergessen habe. Es gab zahlreiche weitere, bessere und schlechtere, aber dieser hat sich in mein Gedächtnis eingebrannt. Du wirst es verstehen, wenn du es liest.

3

Die Eröffnung

Ich wollte gerade den Gästesalon betreten, als ich meinen Namen hörte und mich hinter der Tür versteckte. Das war in dem Haus in der Rua de Matacavalos, im Monat November, das Jahr liegt schon ein Weilchen zurück, doch ich werde nicht,

nur um denen zu gefallen, die keine alten Geschichten mögen, meine Lebensdaten ändern; es war das Jahr 1857.

«Dona Glória, tragen Sie sich immer noch mit dem Gedanken, unseren Bentinho ins Priesterseminar zu schicken? Dann wird es nämlich allerhöchste Zeit, und vielleicht gibt es sogar jetzt schon eine Schwierigkeit.»

«Was für eine Schwierigkeit?»

«Eine große Schwierigkeit.»

Meine Mutter wollte wissen, was es sei. José Dias hielt einen Augenblick inne, trat an die Tür, um nachzusehen, ob jemand im Flur sei, entdeckte mich aber nicht und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: Das Problem liege im Nachbarhaus, bei den Páduas.

«Bei den Páduas?»

«Ich wollte Ihnen das schon seit geraumer Zeit sagen, habe jedoch nie den Mut dazu gefunden. Es erscheint mir unschicklich, dass unser Bentinho sich mit der Tochter des *Tartarugas* in den Ecken herumdrückt, das ist die Schwierigkeit, denn wenn die beiden sich ineinander verlieben, werden Sie heftig kämpfen müssen, um sie wieder auseinanderzubringen.»

«In den Ecken herumdrücken? Das glaube ich nicht.»

«Das ist nur eine Redensart. Sie stecken dauernd zusammen, haben Geheimnisse miteinander. Bentinho ist fast nur noch dort drüben. Die Kleine ist ein dummes Ding, und der Vater tut so, als würde er nichts merken. Es käme ihm ja auch sehr gelegen, wenn die Sache sich so entwickeln würde... Aber ich verstehe schon, Sie glauben nicht an eine derartige Berechnung, für Sie haben alle Menschen eine edle Seele.»

«Aber Senhor Dias, ich sehe doch, wie die beiden Kleinen miteinander spielen, und da war nie etwas, das mich misstrauisch gemacht hätte. Und sie sind ja auch noch so jung. Bentinho ist noch keine fünfzehn, und Capitu ist letzte Woche vierzehn geworden; das sind doch noch Kinder. Sie dürfen nicht vergessen, dass die beiden wie Geschwister aufwachsen, seit die Familie Pádua bei dieser großen Überschwemmung vor zehn Jahren so viel verloren und unsere nachbarschaftliche Verbundenheit ihren Anfang genommen hat. Und da soll ich glauben, dass...? Bruder Cosme, was sagst du dazu?»

Onkel Cosme antwortete mit einem «Nun ja!», was, ins Allgemeinverständliche übersetzt, so viel hieß wie: «Das sind doch nur Hirngespinnste von José Dias. Die Kleinen haben ihren Spaß, und ich habe meinen. Wo ist das Tricktrack-Spiel⁵?»

«Ich glaube wirklich, dass Sie sich täuschen.»

«Gut möglich, gnädige Frau. Hoffentlich haben Sie recht; aber glauben Sie mir, dieser Äußerung meinerseits gehen lange Beobachtungen voraus...»

«Trotzdem ist es an der Zeit», unterbrach ihn meine Mutter. «Ich werde mich darum kümmern, dass er so schnell wie möglich ins Seminar kommt.»

«Wenn Sie nicht von dem Gedanken abgekommen sind, aus ihm einen Priester zu machen, dann ist ja das Wesentliche erreicht. Bentinho wird den Wunsch seiner Mutter erfüllen. Zumal die brasilianische Kirche hoch hinaus will. Wir sollten schließlich nicht vergessen, dass ein Bischof unserem ersten Parlament vorstand und dass Pater Feijó⁶ kurzzeitig unser Kaiserreich regiert hat...»

«Ja, das hat er, aber ganz auf seine Art», schnitt Onkel Cosme ihm das Wort ab, von einem alten politischen Groll erfasst.

«Verzeihen Sie, Herr Doktor, ich verteidige niemanden, ich benenne Tatsachen. Ich will damit nur sagen, dass der Klerus in Brasilien noch eine große Rolle spielt.»

«Was Sie wollen, ist ein Spielchen machen. Los, holen Sie schon das Tricktrack! Und was den Kleinen betrifft, falls er wirklich Priester werden soll, finge er besser gar nicht erst an, Messen hinter den

Türen zu lesen. Aber ist es denn wirklich unbedingt notwendig, dass er Priester wird, Schwester Glória?»

«Es ist ein Gelübde, und das muss man halten.»

«Ich weiß, dass du ein Gelübde abgelegt hast... aber ein derartiges Gelübde... ich weiß ja nicht... Wenn ich es mir recht überlege, glaube ich... Was sagst du dazu, Base Justina?»

«Ich?»

«Natürlich weiß jeder selbst am besten, was er tut», fuhr Onkel Cosme fort. «Nur Gott weiß es für uns alle. Dennoch, ein Gelübde, das schon so alt ist... Aber Schwester Glória, was ist mit dir? Du weinst ja! Das ist doch kein Grund zu weinen!»

Meine Mutter schnäuzte sich ohne zu antworten die Nase. Ich glaube, Base Justina stand auf und trat zu ihr. Es folgte absolutes Stillschweigen, und ich war drauf und dran, den Salon zu betreten, doch eine größere Kraft, eine größere Emotion... Onkel Cosmes darauffolgende Worte konnte ich nicht verstehen. Base Justina mahnte: «Base Glória! Base Glória!» José Dias entschuldigte sich: «Wenn ich das gewusst hätte, hätte ich nichts gesagt, aber ich tat es aus Ehrfurcht, aus Hochachtung, aus Zuneigung, um eine bittere Pflicht zu erfüllen, eine äußerst bittere Pflicht...»

José Dias liebte die Superlative. Damit verlieh er seinen Gedanken einen monumentalen Anstrich; hatte er keine Gedanken, dann dienten sie dazu, seine Sätze zu verlängern.

Er stand auf und ging das Tricktrack holen, das sich im hinteren Teil des Hauses befand. Ich presste mich an die Wand und sah, wie er in seinen weißen, gestärkten Hosen mit Hosenstegen, in seinem Redingote und der Krawatte mit Nadel an mir vorüberging. Er war einer der Letzten, die in Rio de Janeiro noch Hosenstege trugen, und vielleicht sogar einer der Letzten auf der ganzen Welt. Seine Hosen waren kurz gehalten, damit sie auch ganz eng anlagen. Die Krawatte war aus schwarzem Satin und innen mit einem Stahlbogen versehen, der seinen Hals unbeweglich machte; so war damals die Mode. Der Redingote aus Kattun und die legere, leichte Weste wirkten an ihm wie ein feierlicher Frack. Er war dünn, ausgemergelt, mit einem Ansatz zur Glatze und vermutlich um die fünfundfünfzig Jahre alt. Sein Gang war in der Regel eher saumselig, indes nicht im Sinne des schwerfälligen Faulenzers, war es doch eher eine berechnete, durchdachte Saumseligkeit, ein Syll-

gismus mit Obersatz, Untersatz und Konklusion.
Eine äußerst bittere Pflicht!

5

Der Freund der Familie

Nicht immer jedoch bewegte er sich auf diese saumselige Art. Er konnte auch sehr flink sein, behände und schnell, und das war ebenso echt wie das andere. Gleichermaßen konnte er herzlich lachen, wenn die Situation es erforderte, ein breites Lachen ohne innere Beteiligung, das jedoch ansteckend wirkte. Wangen, Zähne, Augen, das ganze Gesicht, der ganze Mensch, die ganze Welt schienen zu lachen. Bei ernstesten Anlässen war er äußerst ernst.

Er zählte seit vielen Jahren zu unserer Familie. Mein Vater lebte damals noch auf der Fazenda von Itaguaí⁷, und ich war eben erst geboren. Dort tauchte er eines Tages auf und gab sich als Arzt der Homöopathie aus, das medizinische Handbuch von Chernoviz⁸ und eine Hausapotheke in der Hand. Derzeit herrschte gerade eine Fieber-epidemie. José Dias heilte den Verwalter und eine Sklavin, wollte aber keinen Lohn dafür annehmen. Da schlug mein Vater ihm vor, mit einem klei-

nen Gehalt bei uns wohnen zu bleiben. José Dias lehnte dies mit der Begründung ab, er müsse die Gesundheit in die Strohütten der Armen tragen.

«Wer hindert Sie daran, anderswohin zu gehen? Gehen Sie, wohin Sie wollen, aber bleiben Sie hier bei uns wohnen.»

«Ich komme in drei Monaten wieder.»

Zwei Wochen später war er zurück, nahm die kostenlose Unterkunft und Verpflegung an, sonst jedoch nichts außer dem, was man ihm zu den Festtagen schenkte. Als mein Vater zum Abgeordneten gewählt wurde und mit der Familie nach Rio de Janeiro zog, kam er mit und bezog ein Häuschen im hinteren Teil des Gartens. Eines Tages, als in Itaguaí wieder einmal Fieber herrschte, forderte mein Vater ihn auf, sich dort um unsere Sklaven zu kümmern. José Dias schwieg eine Weile, seufzte dann und gestand, dass er gar kein Arzt war. Er habe diesen Titel nur angenommen, um die neue Schule, die Homöopathie, zu verbreiten, und dafür habe er auch sehr viel studiert; doch sein Gewissen erlaube es ihm nicht mehr, weitere Kranke zu behandeln.

«Aber bei den letzten Malen haben Sie sie doch geheilt!»

«Vermutlich schon, doch es waren wohl eher die in den Büchern angegebenen Mittel. Sie waren es,

ja, sie und Gottes Hilfe. Ich war ein Scharlatan... Das können Sie nicht leugnen; vielleicht waren und sind die Gründe für mein Tun edel; die Homöopathie ist eine Wahrheit, und um der Wahrheit zu dienen, habe ich gelogen. Doch es ist an der Zeit, dies richtigzustellen.»

Er wurde nicht, wie es damals sein Wunsch war, entlassen, denn mein Vater wollte ihn bereits nicht mehr missen. José Dias besaß die Fähigkeit, sich beliebt und unentbehrlich zu machen. Man vermisste ihn wie ein Familienmitglied. Als mein Vater starb, war José Dias sehr betrübt, wie man mir erzählte; ich selbst erinnere mich nicht mehr daran. Meine Mutter war ihm sehr dankbar und wollte nicht, dass er das Häuschen im Garten räumte. Am siebten Tag der Totenwache, nach der Messe, wollte er sich von ihr verabschieden.

«Bleiben Sie, José Dias», sagte sie.

«Ihr Wunsch ist mir Befehl, gnädige Frau.»

Das Testament hielt eine kleine Hinterlassenschaft, eine Aktie und vier lobende Worte für ihn bereit. Er schrieb sich die Worte ab, rahmte sie ein und hängte sie sich in seinem Zimmer über das Bett. «Das ist die beste Aktie», pflegte er zu sagen. Mit der Zeit erlangte er eine gewisse Autorität in unserer Familie oder zumindest eine gewisse Zuhörerschaft, aber er übertrieb es auch nicht und

wusste seine Meinung stets demütig zu äußern. Am Ende wurde er zum Freund, zwar nicht zum allerbesten, doch nicht alles auf dieser Welt ist das Allerbeste. Und glaube nur nicht, lieber Leser, dass er eine unterwürfige Seele war; seine Schmeicheleien entsprangen eher einer Berechnung als seinem Naturell. Seine Kleidung hielt lange. Im Gegensatz zu jenen Menschen, die ihre neuen Kleider schnell schmutzig machen, trug er seine alten gebürstet und gebügelt, geflickt und ordentlich zugeknöpft mit einfacher, bescheidener Eleganz. Er verfügte über eine gewisse, wiewohl oberflächliche Bildung, mit der er aber dennoch beim Abendessen oder beim Dessert glänzen konnte, wenn er Phänomene erklärte oder über die Auswirkungen von Hitze und Kälte, über die Pole oder auch über Robespierre sprach. Oftmals erzählte er auch von seiner Europareise und gestand uns, dass er längst dorthin zurückgekehrt wäre, gäbe es nicht uns in seinem Leben. Er hatte Freunde in Lissabon, doch unsere Familie sei für ihn nach Gott das Wichtigste, wie er sich ausdrückte.

«Nach oder vor Gott?», fragte Onkel Cosme einmal.

«Nach Gott», antwortete José Dias ehrfurchtsvoll.

Meiner Mutter, die sehr religiös war, gefiel es, dass er Gott den gebührenden Platz einräumte, und sie lächelte zustimmend. José Dias neigte zum Dank den Kopf. Von Zeit zu Zeit steckte meine Mutter ihm auch ein paar Münzen zu, und Onkel Cosme, der Rechtsanwalt war, betraute ihn mit der Abschrift seiner Akten.

6

Onkel Cosme

Seit dem Tod meines Vaters lebte Onkel Cosme bei meiner Mutter. Er war zu diesem Zeitpunkt bereits verwitwet, ebenso wie Base Justina; es war das Haus der drei Verwitweten.

Das Schicksal steht oftmals in einer Wechselbeziehung zur Natur. Onkel Cosme, der eher den heiteren Seiten des Kapitalismus zugeneigt war, wurde nicht reich mit der Juristerei: Er gab alles für Essen aus. Seine Kanzlei lag in der ehemaligen Rua das Violas, ganz in der Nähe des Gerichts, das in dem alten Aljube-Gefängnis untergebracht war. Onkel Cosme arbeitete als Strafverteidiger. José Dias verpasste keines seiner Plädoyers. Er war es, der ihm die Robe anlegte und unter zahlreichen Komplimenten wieder abnahm. Zu Hause berich-

tete er dann von den Gerichtsverhandlungen. So bescheiden Onkel Cosme auch sein wollte, lächelte er doch stets voller Stolz.

Er war dick, schwer und kurzatmig. Seine Augen wirkten verschlafen. Zu meinen ältesten Erinnerungen zählt die, wie er morgens das Reittier bestieg, das meine Mutter ihm geschenkt hatte und das ihn in die Kanzlei brachte. Der Sklave, der es aus dem Pferdestall geholt hatte, hielt es am Zügel fest, während Onkel Cosme seinen Fuß in den Steigbügel setzte. Es folgte eine Minute des Ausruhens oder Nachdenkens. Schließlich gab er sich einen Ruck, den ersten, und sein Körper drohte sich zu erheben, erhob sich aber nicht. Der zweite Ruck hatte die gleiche Wirkung. Nach einer Weile nahm Onkel Cosme schließlich seine ganze körperliche und seelische Kraft zusammen, holte ein letztes Mal Schwung und landete tatsächlich im Sattel. Fast immer machte das Reittier mit irgendeiner Bewegung deutlich, dass es gerade die ganze Welt aufgebürdet bekommen hatte. Onkel Cosme verteilte seine Fleischmassen, und das Tier trottete los.

Gleichermaßen unvergesslich geblieben ist mir, was er eines Nachmittags mit mir anstellte. Obwohl ich auf dem Land geboren bin (ich kam erst als Zweijähriger hierher) und es damals üblich war,

dass man reiten konnte, hatte ich Angst vor Pferden. An jenem Tag packte Onkel Cosme mich und setzte mich rittlings auf das Tier. Als ich mich einsam und verlassen dort oben wiederfand (ich war damals neun), der Boden tief unter mir, begann ich verzweifelt zu brüllen: «Mama! Mama!» Blass und zitternd kam sie angelaufen, in dem Glauben, man würde mich umbringen. Sie holte mich herunter und liebte mich, während ihr Bruder sie fragte: «Schwester Glória, wieso hat ein so großer Kerl Angst vor einem zahmen Tier?»

«Er ist es nicht gewohnt.»

«Dann soll er sich daran gewöhnen. Als Priester muss er reiten können, falls er eine Vikarsstelle auf dem Land annimmt. Und hier ebenso, auch ohne Priester zu sein, denn wenn er was hermachen will wie die anderen Burschen und das nicht kann, wird er sich bei dir beschweren, Schwester Glória.»

«Dann soll er sich beschweren; ich habe jedenfalls Angst.»

«Angst! Also so was!»

Tatsächlich lernte ich das Reiten erst später, weniger weil ich es wollte, sondern weil es mir peinlich war zuzugeben, dass ich es nicht konnte. «Jetzt wird er ernsthaft die jungen Damen umwerben», hieß es, als ich die ersten Reitstunden nahm. Für Onkel Cosme galt dies nicht mehr. Für ihn war das

Reiten eine alte Gewohnheit und Notwendigkeit. Für das Umwerben taugte er nicht mehr. Man erzählte sich, dass er als junger Mann nicht nur in der Politik sehr aktiv gewesen, sondern auch bei den Damen gern gesehen war. Doch die Jahre nahmen ihm sowohl das politische wie das sexuelle Feuer, und das Fett machte schließlich auch noch den letzten Rest an politischen und persönlichen Interessen zunichte. Nun ging er nur noch seinen beruflichen Pflichten nach und entsagte der Liebe. In seiner Freizeit beobachtete er andere Menschen oder widmete sich dem Spiel. Gelegentlich erzählte er auch Witze.

7

Dona Glória

Meine Mutter war eine gute Seele. Als ihr Mann, Pedro de Albuquerque Santiago, starb, war sie einunddreißig Jahre alt. Sie hätte nach Itaguaí zurückkehren können, aber das wollte sie nicht; sie zog es vor, in der Nähe der Kirche zu bleiben, wo mein Vater beerdigt worden war. Sie verkaufte die große Fazenda und die dazugehörigen Sklaven, erstand ein paar neue, die sie auswärts arbeiten ließ oder auslieh, erwarb ein Dutzend Häuser, eine Reihe

von Aktien und blieb in dem Haus in der Rua de Matacavalos wohnen, wo sie ihre letzten beiden Ehejahre verbracht hatte. Ihre Mutter lebte in Minas Gerais und stammte selbst von einer Familie aus dem Bundesstaat São Paulo ab, den Fernandes.

In diesem denkwürdigen Jahr 1857 war meine Mutter, Dona Maria da Glória Fernandes Santiago, also zweiundvierzig Jahre alt. Sie war noch immer hübsch und jugendlich, verbarg die ihr verbliebenen Reize jedoch hartnäckig, obwohl die Natur alles tat, um sie ihr zu bewahren. Stets trug sie ein dunkles, schmuckloses Kleid und einen schwarzen, zum Dreieck gefalteten Schal, der über der Brust mit einer Brosche zusammengehalten wurde. Die gescheitelten Haare waren im Nacken mit einem alten Schildpattkamm zusammengefasst. Gelegentlich trug sie auch ein weißes Spitzenhäubchen. So erledigte sie in ihren flachen, geräuschlosen Corduanlederschuh⁹ ihre Arbeit, lief hin und her und wies von früh bis spät das gesamte Dienstpersonal des Hauses an.

Ihr Porträt hängt hier an meiner Wand, neben dem ihres Mannes, genau wie in dem alten Haus. Die Farben sind schon stark nachgedunkelt, und dennoch vermitteln die Bilder immer noch einen guten Eindruck der beiden. An meinen Vater habe ich kaum noch eine Erinnerung, außer dass er groß

war und die Haare stets lang trug. Auf dem Porträt erkennt man seine großen runden Augen, die einen überallhin zu verfolgen scheinen – eine optische Täuschung, die mich als Kind sehr verblüffte. Sein Hals ragt aus einer schwarzen, mehrfach verschlungenen Krawatte empor, das Gesicht ist bis auf die Koteletten haarlos. Das Abbild meiner Mutter zeigt, dass sie sehr schön war. Sie war damals zwanzig und hielt eine Blume in der Hand. Auf dem Gemälde scheint sie die Blume ihrem Mann schenken zu wollen. Vergleicht man das Eheglück mit einer Lotterie, so kann man von ihren Gesichtern ablesen, dass sie glaubten, gemeinschaftlich das große Los gezogen zu haben.

Daraus folgere ich, dass man die Lotterien nicht abschaffen sollte. Kein Gewinner hat sie je als unmoralisch bezeichnet, genauso wenig wie die Büchse der Pandora je deswegen beanstandet wurde, dass auf ihrem Grund die Hoffnung zurückblieb.¹⁰ Irgendwo muss sie schließlich bleiben. Ich habe hier die beiden glücklich Verheirateten vor mir, die glücklich Verliebten, die Glückseligen, die dieses Leben gegen ein anderes eintauschten, vermutlich, um ihren Traum weiterzuleben. Wenn ich mich über die Lotterie oder die Büchse der Pandora ärgere, richte ich meinen Blick auf die beiden und vergesse die Niete und die unheilvolle Büch-

se. Diese Bilder verkörpern für mich lebendige Menschen. Das meiner Mutter, die meinem Vater die Blume hält, scheint zu sagen: «Ich gehöre nur dir, mein schöner Kavalier!» Das meines Vaters, der den Betrachter ansieht, antwortet: «Seht, wie dieses Mädchen mich liebt...» Ob sie Krankheiten erleiden mussten, kann ich nicht sagen, und ebenso wenig weiß ich, ob sie Kummer hatten. Ich war noch ein Kind, und die Bilder stammen aus einer Zeit, in der ich noch nicht einmal geboren war. Nach dem Tod meines Vaters weinte meine Mutter viel, das weiß ich noch. Doch hier hängen ihre beiden Porträts, denen der Zahn der Zeit nicht den ursprünglichen Ausdruck nehmen konnte. Sie sind wie Momentaufnahmen des Glücks.

8

Es ist an der Zeit

Doch nun ist es an der Zeit, zu jenem klaren, kühlen Novembernachmittag zurückzukehren, der so ruhig war wie unser Haus und jener Teil der Straße, in dem wir wohnten. Er stellte den wahren Beginn meines Lebens dar. Alles, was zuvor gewesen war, kam mir vor wie das Schminken und Einkleiden der Bühnendarsteller, das Entzünden der Lichter,

das Stimmen der Geigen, die Symphonie... Nun sollte meine eigene Oper beginnen. «Das Leben ist eine Oper», hat mir ein alter italienischer Tenor erklärt, der hier lebte und starb... Und einmal vermittelte er mir auf so eindringliche Weise seine Definition, dass ich daran glaubte. Vielleicht lohnt es die Mühe, sie hier aufzuführen; es ist nur ein Kapitel.

9

Die Oper

Er hatte bereits keine Stimme mehr, behauptete jedoch hartnäckig, eine zu haben. «Die mangelnde Praxis tut mir nicht gut», sagte er. Sobald ein neues Ensemble aus Europa ankam, ging er zum Impresario und legte diesem die Ungerechtigkeiten des Himmels und der Erde dar. Der Impresario fügte diesen eine weitere hinzu (indem er ihn nicht einstellte), worauf der Opernsänger zeternd und brüllend das Haus wieder verließ. Er trug noch immer den Schnurrbart seiner früheren Rollen. Seine Bewegungen wirkten trotz seines fortgeschrittenen Alters so, als hofierte er eine babylonische Prinzessin. Manchmal trällerte er auch, ohne den Mund richtig aufzumachen, ein Lied vor

sich hin, das noch älter oder mindestens ebenso alt zu sein schien wie er selbst. Es gibt schließlich auch gedämpfte Stimmlagen.

Ein paarmal kam er zu mir zum Abendessen. Eines Abends legte er mir nach einer ordentlichen Menge Chianti wieder einmal seine Definition dar, und als ich behauptete, das Leben könne ebenso gut eine Oper wie eine Seereise oder eine Schlacht sein, schüttelte er den Kopf und entgegnete: «Das Leben ist eine Oper, und zwar eine ganz großartige. Der Tenor und der Bariton kämpfen in Gegenwart des Basses und der Komparsen um den Sopran, wenn nicht der Sopran und der Alt in Gegenwart desselben Basses und derselben Komparsen um den Tenor kämpfen. Ferner gibt es zahlreiche Chöre, Balletteinlagen, und das Orchester ist ausgezeichnet...»

«Aber mein teurer Marcolini...»

«Was...?»

Er nahm einen Schluck Likör, setzte das Glas ab und erläuterte mir mit Worten, die ich hier zusammenfassen werde, die Schöpfungsgeschichte.

Gott ist der Dichter. Die Musik stammt von Satan, einem jungen Dirigenten mit großer Zukunft, der einst am Himmelskonservatorium studierte. Als Rivale von Michael, Raphael und Gabriel ertrug er die Bevorzugung nicht, die diesen bei der

Vergabe der Preise zuteilwurde. Vielleicht reizte aber auch die übertrieben liebliche, mystische Musik seiner Mitstudierenden Satans eher tragischen Geist. Er zettelte eine Rebellion an, die jedoch rechtzeitig aufgedeckt wurde, worauf man ihn des Konservatoriums verwies. Alles wäre wieder gut geworden, hätte nicht Gott ein Opernlibretto geschrieben, das er jedoch gleich wieder verwarf, weil er der Ansicht war, eine derartige Freizeitbeschäftigung vertrage sich nicht mit seiner Unsterblichkeit. Satan nahm das Manuskript mit in die Hölle. In der Absicht zu beweisen, dass er besser sei als die anderen – und vielleicht auch, um sich wieder mit dem Himmel auszusöhnen –, komponierte er eine Partitur dazu und legte diese, als sie fertig war, dem unsterblichen Vater vor.

«Herr, ich habe die hier gelernten Lektionen nicht vergessen», sprach er zu ihm. «Hier habt Ihr Eure Partitur, hört sie Euch an, verbessert sie, bringt sie zur Aufführung, und wenn Ihr sie Eurer Höhen für würdig erachtet, dann nehmt mich mit ihr zu Euren Füßen auf...»

«Nein», erwiderte der Herr, «ich will nichts hören.»

«Aber Herr...»

«Nichts, habe ich gesagt! Nichts!»

Satan flehte weiter, zunächst ohne Glück, bis

der Herr, müde und von Mitleid erfüllt, die Oper schließlich genehmigte, wengleich außerhalb des Himmels. Er schuf ein eigenes Theater dafür, nämlich diesen Planeten, und erfand ein komplettes Ensemble mit allem Zubehör, sämtlichen Haupt- und Nebendarstellern, Chören und Tänzern.

«Hört Euch doch mal die Proben an!»

«Nein, von den Proben will ich nichts wissen. Es reicht mir, dass ich das Libretto geschrieben habe. Ich bin auch bereit, die Autorenrechte mit dir zu teilen.»

Vielleicht war diese Weigerung ein Fehler, denn daraus ergaben sich einige Missverständnisse, die durch ein vorheriges Anhören und eine freundschaftliche Zusammenarbeit hätten vermieden werden können. Denn in der Tat stimmen Text und Musik nicht immer überein. Doch genau darin sehen manche die Schönheit dieser Komposition; damit erklären sie auch das Terzett im Paradies und die Abel-Arie, die Gesänge der Guillotine und die Sklavenchöre. Nicht selten aber wiederholten sich ohne ersichtlichen Grund die Motive, und das mache sie eintönig. Auch gebe es undurchsichtige Stellen, weil der Maestro übermäßig viele Chöre einsetze, wodurch der Sinn oftmals diffus werde. Die Orchesterstellen seien indes trefflich gemacht; so die Meinung von Unparteiischen.

Die Freunde des Maestro waren der Meinung, es lasse sich nur schwerlich ein zweites so vollkommenes Werk finden. Zwar gab der eine oder andere eine gewisse Rauheit und hie und da auch kleine Schwächen zu, doch könnten diese mit der Weiterentwicklung der Oper sicherlich korrigiert oder erklärt werden. Und die Rauheit werde schließlich ganz verschwinden, weil der Maestro sich nicht weigern werde, sein Werk dort zu verbessern, wo es nicht ganz dem erhabenen Geiste seines Dichters entsprach. Dessen Freunde waren indes anderer Ansicht. Sie schworen, dass das Libretto verfälscht worden sei, dass die Partitur den Sinn des Textes entstelle, und obgleich sie an manchen Stellen schön und an anderen gar kunstvoll gearbeitet sei, werde sie doch dem dramatischen Text nicht gerecht und widerspreche ihm sogar. Das Groteske der Oper sei beispielsweise im Text gar nicht enthalten; dies sei ein Auswuchs, der die «Lustigen Weiber von Windsor» imitieren wolle. Diesem Punkt widersprachen wiederum mit einigem Recht die Satanisten. Sie sagten, zu dem Zeitpunkt, als der junge Satan seine große Oper komponierte, habe es diese Komödie und auch Shakespeare selbst noch gar nicht gegeben. Sie behaupteten sogar, der englische Dichter habe keine andere Kunst bewiesen als den Text der Oper abzuschreiben,

wenngleich mit so großer Meisterschaft und Treue, dass er nun selbst als Urheber dieser Komposition gelte. Doch sei er ganz offensichtlich ein Plagiator.

«Dieses Stück», schloss der alte Tenor, «wird so lange auf dem Spielplan bleiben, wie es dieses Theater, unsere Erde, gibt. Wann es aufgrund irgendwelcher kosmischen Notwendigkeiten abgerissen wird, lässt sich nicht sagen. Sein Erfolg wird immer größer. Dichter und Musiker erhalten pünktlich ihre Tantiemen, wenn auch nicht in gleicher Höhe, denn der Verteilungsschlüssel ist der der Heiligen Schrift: «Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt».¹¹ Gott erhält seinen Anteil in Gold, Satan in Papier.»

«Das klingt lustig...»

«Lustig?», brüllte der Tenor wütend. Doch er beruhigte sich sogleich wieder und hob erneut zu erklären an: «Mein lieber Santiago, ich bin nicht lustig. Lustige Dinge sind mir zuwider. Was ich hier sage, ist die reine, die endgültige Wahrheit. Wenn eines Tages alle Bücher verbrannt sind, weil sie nutzlos sind, wird es jemanden geben, einen Tenor vielleicht und womöglich sogar einen italienischen, der die Menschheit diese Wahrheit lehren wird. Alles ist Musik, mein Freund. Im Anfang war das C, und aus dem C wurde das D und so weiter. Dieses Likörglas zum Beispiel», und er schenkte es

wieder voll, «dieses Likörglas ist ein kurzer Kehrreim. Hört man das nicht? Man kann auch das Holz und den Stein nicht hören, doch alles gehört zu ein und derselben Oper.»

IO

Ich glaube an die Theorie

Das ist ohne Zweifel zu viel der Metaphysik für einen einzigen Tenor, doch der Verlust der Stimme erklärt alles, außerdem gibt es auch Philosophen, die letzten Endes nichts anderes sind als arbeitslose Tenöre.

Ich glaube an die Theorie meines alten Marcolini, lieber Leser, nicht nur, weil ich sie für sehr wahrscheinlich halte, was ja oft schon die ganze Wahrheit ist, sondern weil mein Leben sich gut in diese Definition einfügt. Ich habe ein äußerst zartes *Duett* gesungen, danach ein *Terzett* und schließlich ein *Quartett*... Aber wir wollen nichts vorwegnehmen; kehren wir zurück zum ersten Akt, in dem ich erfuhr, dass ich bereits sang, denn José Dias' Eröffnung war in erster Linie für mich bestimmt gewesen. Mir hatte er etwas eröffnet.

II

Das Gelübde

Kaum dass ich José Dias, unseren Hausfreund, im Flur verschwinden sah, verließ ich mein Versteck und rannte zu der Veranda im hinteren Teil des Gebäudes. Ich wollte weder etwas von den Tränen meiner Mutter wissen noch von dem Grund, der sie sie vergießen ließ. Vermutlich waren es ihre geistlichen Absichten, und über deren Hintergründe werde ich nun berichten, weil es damals bereits eine alte Geschichte war, die sich sechzehn Jahre zuvor ereignet hatte.

Die Absichten meiner Mutter stammten aus der Zeit, in der ich gezeugt wurde. Da ihr erster Sohn eine Totgeburt gewesen war, legte sie ein Gelübde ab, damit das zweite Kind gedeihe, und versprach Gott, es der Kirche zu überstellen, wenn es ein Junge würde. Vielleicht hoffte sie insgeheim auf ein Mädchen. Meinem Vater erzählte sie nichts davon, weder vor noch nach meiner Geburt; sie beabsichtigte, es ihm zu sagen, wenn ich in die Schule käme, doch er starb vorher. Als sie dann Witwe war, erschien ihr der Gedanke, sich von mir trennen zu müssen, unerträglich. Da sie aber fromm und gottesfürchtig war, suchte sie Zeugen für ihr Gelübde und vertraute es Verwandten und Familienangehö-

rigen an. Einzig in der Absicht, die Trennung von mir so lange wie möglich hinauszuzögern, ließ sie mich zu Hause durch Pater Cabral unterrichten, einen alten Freund Onkel Cosmes, der abends immer zum Spielen kam. Er lehrte mich die ersten Buchstaben sowie Latein und die Glaubenslehre.

Ein Vertrag mit sehr langen Fristen unterschreibt sich leicht, und die Fantasie macht diese Zeiträume unendlich. Meine Mutter ließ die Jahre verstreichen, machte mir aber indessen das Priestertum schmackhaft. Meine Spielsachen, die frommen Bücher, die Heiligenbildchen und häuslichen Unterhaltungen, alles wies in Richtung Altar. Wenn wir in die Kirche gingen, sagte sie mir stets, es gehe darum, dass ich lernte, was ein Priester zu tun habe. Ich sollte auf den Pfarrer achten und nicht die Augen von ihm abwenden. Zu Hause spielte ich Gottesdienst, allerdings eher heimlich, denn meine Mutter war der Ansicht, die Messe sei keine Sache, mit der man spiele. Wir bauten uns einen Altar, Capitu und ich. Sie war der Messdiener, und wir wandelten das Ritual dergestalt ab, dass wir uns die Hostie teilten. Die war nämlich stets eine Süßigkeit. Damals hörte ich meine Nachbarin häufig fragen: «Gibt es heute einen Gottesdienst?» Ich wusste, was das bedeutete, bejahte und lief los, die Hostie zu erbitten, wengleich unter anderem

Namen. Sobald ich damit wiederkam, richteten wir den Altar her, murmelten ein paar Worte in schlechtem Latein und kürzten die Zeremonie ab. *Dominus, non sum dignus...* Was ich hätte dreimal sagen müssen, sagte ich gewiss nur einmal, so groß war die Naschhaftigkeit von Pfarrer und Messdiener. Wir tranken weder Wasser noch Wein. Letzteres besaßen wir nicht, und Ersteres hätte uns nur den köstlichen Geschmack der Opfergabe genommen.

In letzter Zeit war jedoch keine Rede mehr von dem Priesterseminar gewesen, sodass ich gar annahm, es habe sich erledigt. Meine fünfzehn Jahre und die fehlende Berufung verlangten eher nach dem Seminar der Welt als nach dem von São José¹². Meine Mutter sah mich oftmals lange an, wie eine verlorene Seele, oder sie ergriff ohne jeglichen Anlass meine Hand und drückte sie fest.

12

Auf der Veranda

Auf der Veranda hielt ich inne. Ich fühlte mich schwindlig, betäubt, meine Beine zitterten und das Herz schlug mir bis zum Hals. Ich wagte es nicht, in unseren Garten hinab- und in den Nachbargar-

ten hinüberzugehen. Also begann ich, auf der Veranda auf und ab zu wandern, wobei ich mich zwischendurch immer wieder festhalten musste. José Dias' Worte hallten diffus in meinen Ohren wider:

«Stecken dauernd zusammen...»

«Haben Geheimnisse miteinander...»

«Wenn sie sich ineinander verlieben...»

Ihr Ziegelsteine, auf die ich an jenem Tage trat, ihr gelblichen Säulen, die ihr links oder rechts an mir vorbeizogt, je nachdem, ob ich hin- oder herlief, ihr alle erlebtet meine Krise hautnah mit, diese neue Lust, die mich durchströmte und gleich darauf wieder verließ, die mich schauern ließ und eine Art Balsam in mein Inneres ergoss. Manchmal ertappte ich mich auch dabei, dass ich lachte, ein zufriedenes Lachen, das im Widerspruch stand zu meiner abscheulichen Sünde. Und die Stimme wiederholte wirr:

«Haben Geheimnisse miteinander...»

«Dauernd zusammen...»

«Wenn sie sich ineinander verlieben...»

Eine Kokospalme, die meine Unruhe bemerkte und den Grund dafür erahnte, raunte mir von ihrer Höhe herab zu, es sei nichts Schlimmes, wenn fünfzehnjährige Jungen sich mit vierzehnjährigen Mädchen in den Ecken herumdrückten, im Gegenteil, junge Menschen hätten in diesem Alter gar

keine andere Aufgabe und die Ecken keine andere Verwendung. Es war eine alte Kokospalme, und ich glaubte an alte Kokospalmen, mehr noch als an alte Bücher. Die Vögel, die Schmetterlinge, eine Grille, die den Sommer probte, sämtliche Lebewesen der Lüfte waren derselben Ansicht.

Liebte ich also tatsächlich Capitu und Capitu mich? Es stimmte, dass ich nicht mehr von ihrem Rockzipfel wich, aber mir fiel nichts ein, was zwischen uns geheim wäre. Ehe sie auf das Internat kam, waren es nur Kindereien gewesen, und als sie von dort zurückkehrte, hatte es eine Weile gedauert, bis sich die alte Innigkeit wieder einstellte, doch seit dem letzten Jahr waren wir uns so vertraut wie früher. Unsere Gesprächsthemen hatten sich nicht verändert. Manchmal allerdings bezeichnete Capitu mich als «hübsch», als «feschen Kerl» oder als «Blume», und manchmal nahm sie meine Hand, um meine Finger zu zählen. Nach und nach kamen mir diese und andere Handlungen oder Worte in den Sinn, das Wohlgefühl, das ich empfand, wenn sie mir mit der Hand durchs Haar fuhr und mir sagte, wie schön sie meine Haare finde. Worauf ich, ohne es ihr gleichzutun, erwiderte, die ihren seien doch viel schöner als die meinen. Capitu pflegte dann mit einem äußerst wehmütigen und melancholischen Ausdruck den Kopf zu

schütteln, was umso erstaunlicher war, da ihr Haar wirklich wunderschön war. Darauf nannte ich sie eine «kleine Verrückte». Wenn sie mich fragte, ob ich in der Nacht von ihr geträumt hätte, und ich dies verneinte, erzählte sie mir ihre Träume. Und das waren ganz besondere Abenteuer, bei denen wir durch die Lüfte auf den Corcovado¹³ flogen, auf dem Mond tanzten oder Engel uns nach unseren Namen fragten, um sie anderen, neugeborenen Engeln zu geben. In all diesen Träumen waren wir stets zusammen. Meine Träume von ihr waren anders, denn sie spiegelten lediglich unsere Vertrautheit wieder und ließen oftmals nur den Tag Revue passieren, einen Satz, eine Geste. Ich erzählte sie ihr ebenfalls. Irgendwann bemerkte Capitu den Unterschied und sagte, ihre Träume seien schöner als meine. Ich erwiderte nach einem kurzen Zögern, sie seien eben so wie der Mensch, der sie träumte ... Sie wurde rot wie eine Pitanga-Kirsche.

Ehrlich gesagt verstand ich erst jetzt das Gefühl, welches diese und andere kleine Geständnisse in mir ausgelöst hatten. Es war eine süße, neue Empfindung gewesen, deren Ursache mir verborgen geblieben war. Ich hatte aber weder versucht, sie zu ergründen, noch irgendeinen Verdacht gehegt. Die Augenblicke des Schweigens der letzten Tage, die ich nicht zu deuten gewusst hatte, empfand ich

nun als Zeichen für etwas, und auch die Anspielungen, die neugierigen Fragen, die Fürsorglichkeit, die Freude, mit der wir uns an unsere Kindheit erinnerten. Außerdem wurde ich gewahr, dass ich neuerdings mit dem Gedanken an Capitu aufwachte, im Geiste ihre Stimme hörte und beim Geräusch ihrer Schritte zusammenzuckte. Wenn bei mir zu Hause über sie gesprochen wurde, achtete ich stärker als früher darauf, und je nachdem, ob es ein Lob oder eine Kritik war, löste es größere Freude oder stärkeren Kummer in mir aus als zu der Zeit, da wir lediglich Spielkameraden waren. Ich dachte sogar während des Gottesdienstes an sie, zwar nicht durchgehend, aber ausschließlich.

All dies hatten mir nun José Dias' Worte enthüllt: Er hatte mich mir selbst eröffnet, und ich verzieh ihm alles, das Schlechte, das er gesagt, und das Schlechte, das er getan hatte, und ebenso das, was aus dem einen oder dem anderen noch erwachsen würde. In diesem Augenblick bedeutete er für mich nicht weniger als die ewige Wahrheit, die ewige Güte oder die anderen ewigen Tugenden. Ich liebte Capitu, und Capitu liebte mich! Meine Beine liefen los und blieben wieder stehen, zitternd und in dem Glauben, die Welt zu begreifen. Dieses erste Pulsieren des Lebens, diese erste Selbsterkenntnis habe ich nie wieder vergessen,

JOAQUIM MARIA
MACHADO DE ASSIS
Dom Casmurro



Joaquim Maria Machado de Assis

Dom Casmurro

Roman

Gebundenes Buch, Leinen mit Schutzumschlag, 448 Seiten,
9,0 x 15,0 cm
ISBN: 978-3-7175-2300-0

Manesse

Erscheinungstermin: September 2013

Der große Klassiker der brasilianischen Literatur

Machado de Assis ist der unumstrittene Leitstern unter den Klassikern Brasiliens, sein literarisches Vermächtnis ein Feuerwerk an Witz und Originalität. Wie leichtfüßig er vor über hundert Jahren in die Moderne spazierte – und damit die großen Autoren der brasilianischen Gegenwartsliteratur auf seine Fährte setzte –, zeigt die Neuübersetzung eines seiner schönsten Romane.

Wie viele große Liebesgeschichten beginnt auch diese im Verborgenen: Nur heimlich dürfen Bento und Capitu sich treffen, denn der junge Mann soll in den Dienst der Kirche treten. Als es Bento gelingt, dem Priesterseminar zu entfliehen und Capitu zu heiraten, ist das Glück zunächst perfekt. Da fällt Bento plötzlich auf, dass sein Sohn seinem besten Freund Escobar verblüffend ähnlich sieht. Bento zieht seine Schlüsse ... Zu Recht oder nicht? Diese Frage muss sich Bento stellen, als er im Alter sein Leben Revue passieren lässt. Und auch dem Leser kommen schnell Bedenken, scheint «Dom Casmurro» – «Herr Griesgram», wie die Leute ihn inzwischen getauft haben – doch kein besonders verlässlicher Zeuge der Vergangenheit. Unterhaltsam und mit feiner Ironie erzählt Machado de Assis von Liebe, Eifersucht und der übergroßen Macht des Zweifels.